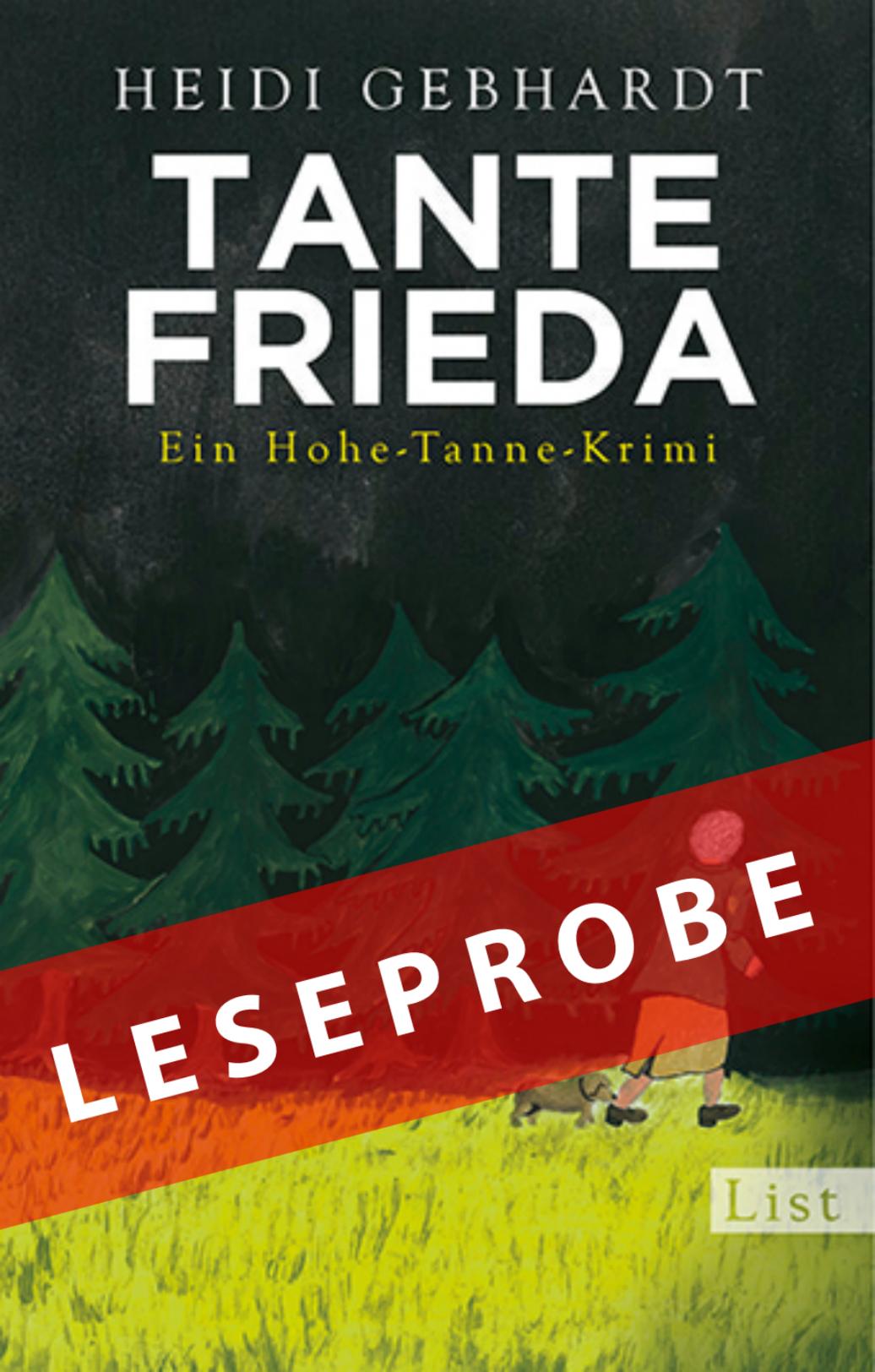


HEIDI GEBHARDT

TANTE FRIEDA

Ein Hohe-Tanne-Krimi

LESEPROBE



List

1

Ich saß bei Tante Frieda in der sonnendurchfluteten Küche am alten Tisch mit der grässlichen Plastiktischdecke und mampfte das dritte Stück ihres köstlichen, noch warmen Apfelkuchens. »Tot? Der Jahn?« Ich war erschrocken. Den Jahn kannte ich schon als Kind, aus der Zeit, als wir bei Tante Frieda »abgeladen« wurden.

Und das »Abladen« kam ziemlich häufig vor. Mein Vater war der kleine Bruder von Tante Frieda, er hat sehr spät, mit 45, meine Mutter geheiratet. Sie war wohl, zum Entsetzen der ganzen Familie, ein flippiges Mädchen. Ein echter Hippie, mit wallendem Haar, langem lila Blümchenkleid und weißem Schlapphut auf den Hochzeitsfotos. Mein Vater starb bei einem Autounfall, als ich fünf Jahre alt war. Meine Mutter war unstet und stürzte sich ins Leben, ohne Rücksicht auf uns Kinder zu nehmen. Wir wohnten in einem Hinterhof in einer schäbigen Altbauwohnung in Bornheim, einem Stadtteil von Frankfurt. Meine sonstigen Erinnerungen an diese Zeit sind eher dunkel und verschwommen. Ich erinnere mich an viele Menschen in einer verqualmten Küche. Dort wurde diskutiert, geraucht und viel Wein getrunken. Die Tagesanfänge verbinde ich immer mit einer Suche nach

sauberen Kleidern oder Socken, die zusammenpassten. Auch als wir schon viel älter waren und in die Schule gingen, verfrachtete uns Mutter – so durften wir sie übrigens nicht nennen, sondern nur bei ihrem Vornamen Erika – ins Auto und fuhr uns zu Tante Frieda in die Hohe Tanne, einem Stadtteil von Hanau.

Welch ein Kontrast! Bei Tante Frieda war es immer aufgeräumt. Ich glaube bis heute, dass es bei ihr niemals unordentlich werden kann, weil alles seinen festen Platz hat. Niemand käme auf die Idee, die Zeitung ausgebreitet auf dem Tisch liegen zu lassen oder die Kaffeetasse nicht wegzuräumen. Es befahl schon diese saubere, reine Atmosphäre bei Frieda, ordentlich zu sein. Während unsere Mutter außer weichen, klebrigen Spaghetti mit Tomatensoße nichts zustande brachte, gab es bei Tante Frieda zu festen Zeiten Essen und jeden Nachmittag frischen, selbstgebackenen Kuchen. Für mich das Paradies! Ich fühlte mich wohl bei Tante Frieda. Es war diese Ordnung, die uns einen festen Halt in dem ansonsten so chaotischen Leben gab.

Unsere Mutter lud meinen Bruder und mich freitagabends bei Tante Frieda ab, damit sie das Wochenende für sich hatte, und vergaß oft, uns am Sonntagabend wieder abzuholen. Dann weckte uns Tante Frieda montags früh um sechs, packte uns ordentliche Frühstückspakete ein und fuhr uns zur Schule nach Frankfurt. Die Lehrer waren alle sehr nachsichtig mit uns. Vielleicht weil wir an diesen Tagen frisch gewaschen mit sauberen, gebügelten Kleidern und gekämmt – ich mit Zöpfen – in die Schule kamen. Mitleidig liehen uns die Lehrer ihre Schulbücher,

damit wir am Unterricht teilnehmen konnten, und sahen darüber hinweg, dass wir keine Hausaufgaben dabei hatten. Im Sportunterricht konnten wir barfuß mitturnen oder auf der Bank hocken bleiben.

Wenn ich meine Freundinnen heute über die Schulsorgen ihrer Kinder reden höre, denke ich oft, dass dies niemals mehr möglich wäre. Heute wären mein Bruder und ich von jeder Schule geflogen. Das Jugendamt hätte sich eingeschaltet, und wahrscheinlich wären wir sogar im Heim gelandet. Wir haben trotzdem die Schule geschafft. Wahrscheinlich auch deshalb, weil Frieda mit unserer Mutter stritt und zankte und irgendwann darauf bestand, dass wir freitagabends nur noch mit gepackten Schulranzen und Turnbeuteln kommen durften.

Der Erwin Jahn jedenfalls, der gegenüber wohnte, hat uns manchmal eingeladen, in seinem Pool zu planschen. Das war für meinen Bruder und mich Luxus pur! Na ja, eigentlich ist es immer noch Luxus, einen eigenen Pool im Haus zu haben.

Momentan habe ich noch nicht mal eine eigene Waschmaschine. Deshalb bin ich aus Sachsenhausen, wo ich mittlerweile alleine eine wunderschöne Wohnung im vierten Stock eines Altbaus habe, extra raus nach Hanau zu Tante Frieda gefahren. Um zu waschen.

Zugegeben: Es gibt einen Waschsalon in Sachsenhausen, direkt bei mir um die Ecke. Die übliche Tristesse dieser Einrichtung wird manchmal von ein paar Spaßvögeln mit witzigen Aktionen unterbrochen. Vor ein paar Wochen trafen sich ein paar Jugendliche im Hilly-Billy-Look und hatten riesige Radios dabei. Sie tanzten mitten im

Schaufenster! Alle Passanten blieben stehen und staunten nicht schlecht. Aber das Beste war: Es kam gar keine Musik aus den Radios. Sie bewegten sich alle unterschiedlich im gleichen Takt. Mir ist es bis heute ein Rätsel, wie die das ohne Musik hinkommen haben.

Da ich im Moment etwas knapp bei Kasse bin und im Waschsalon waschen nicht gerade billig ist, fahre ich lieber zu Tante Frieda, wasche umsonst und komme noch in den Genuss ihrer Backkünste. Das kann sie wirklich gut!

»Schau, da isse ja«, sagte Tante Frieda und zeigte aus dem Fenster. Da stand Frau Jahn mit einer riesigen dunkelgrünen Gießkanne und goss die Blumen im Vorgarten.

»Besonders traurig scheint sie nicht zu sein«, bemerkte ich. In meiner Vorstellung hatten trauernde Witwen schwarze Kleidung an. Frau Jahn trug kein Schwarz. Sie war so angezogen wie immer: eine bequeme Dreiviertel-Hose in Blau und ein weißes Oberteil mit irgendwelchen Verzierungen und diese Holzschlappen, bei denen sie immer die Fußzehen so weit herausschob, dass diese in der Luft schwebten.

Während ich mich mit dem Apfelkuchen vergnügte und Frau Jahn beobachtete, war Tante Frieda in die Waschküche gegangen und rief nun von unten, dass der Trockner endlich fertig sei und sie mir den Rest meiner Wäsche bis Sonntag waschen würde. Ich könne ja zum Mittagessen kommen. Na, diese Einladung nahm ich gerne an!

Tante Frieda begleitete mich durch ihren gepflegten Vorgarten und hielt mir das kleine Tor zur Straße auf, damit ich mit dem beladenen Wäschekorb durchkam. Während Tante Frieda mit Amsel, ihrem betagten Rauhaardackel, um die Ecke bog, lud ich den Wäschekorb in mein kleines, altes, verbeultes Auto. Frau Jahn war immer noch in ihrem Vorgarten beschäftigt und zupfte vertrocknete Blüten ab. Als sie mich sah, winkte sie mir zu und rief fröhlich »Hallo« zu mir rüber.

Ihr Verhalten irritierte mich, aber ich wusste, was sich gehörte, und überquerte die Straße. »Guten Tag, Frau Jahn. Meine Tante hat mir gesagt, was passiert ist. Mein Beileid.« Ich drückte ihr die Hand, sah in ihre blauen Augen, betrachtete ihren blonden Kurzhaarschnitt und überlegte mir, ob die Haarfarbe in ihrem Alter eigentlich noch echt sein könnte. Verneinte es in Gedanken, befand aber, dass sie nichts von ihrer jugendlichen Ausstrahlung eingebüßt hatte.

»Tante Frieda sagte mir, die Polizei sei da gewesen. Wieso eigentlich?«

»Die kommen immer, wenn jemand so plötzlich stirbt.«

Aha. »Wie ist er denn gestorben?«

Frau Jahn setzte plötzlich eine bedauernde Miene auf. »Einfach so im Schlaf! Mensch, Lenchen, ich hab's ja erst gar net gemerkt! Ich dachte noch, meine Güte, was schläft der denn so lange! Bin schon mal runter in die Küch', hab Kaffee gekocht und les die Zeitung. Na, irchendwann bin ich dann doch hoch und wollt ihn wecke. Lenchen! Der war schon ganz kalt und steif!«

Lenchen hatte sie mich als Kind genannt. Nun war ich

siebenunddreißig und Lenchen reichlich unpassend, fand ich zumindest.

»Oh, meine Güte! Frau Jahn!«, rief ich voller Mitleid.
»Das muss ja furchtbar für Sie gewesen sein!«

Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass Frau Jahn die ihr zuteilgefallene Aufmerksamkeit in vollen Zügen genoss und sie das schreckliche Geschehen auch noch zusätzlich ausschmückte.

»Ja, ja, Lenchen, der Notarzt meinte, der wäre schon mindestens vier bis fünf Stunden tot. Stell dir des einmal vor: Ich hab die ganze Nacht neben einem Toten gelegen!«

Ich fand das irgendwie unpassend. Sie redete, als wäre es irgendein Toter und nicht der gute Herr Jahn, mit dem sie ihr Leben verbracht hatte.

»Ja, und der Notarzt, der hat die Polizei gerufen, weil, der Erwin war ja erst dreiundsechzig. Mit zwei Streifenwagen kamen die! Ganz nette Männer waren des. Dene hab ich Kaffee gekocht, und dann sind se wieder gefahren. Aber was für eine Uufrechung in der Straße war, kannste dir ja denke. Zwei Streifenwagen! Die ganze Nachbarn kame angelaafe.«

Frau Jahn gab sich große Mühe, hochdeutsch zu sprechen, aber ihr Hessisch kam spätestens nach drei Sätzen voll durch.

»Kommst du zur Beerdigung? Am Freitag um elf. Danach zum Mittagessen ins Clubhaus. Ich hab schon reserviert. Was ein Glück, dass die noch Platz für mich hatten! Der Laden brummt, sach ich dir! Die Frau, vorne von der Ecke, hat die Konfirmation ihrer Tochter dort gefeiert. Also, die war sehr zufrieden.«

Frau Jahn plauderte so munter, als ob es um eine Einladung zu einer Geburtstagsfeier ging und nicht um eine Beerdigung.

Ich mag keine Beerdigungen, aber das in Aussicht gestellte Mittagessen im Clubhaus ließ meine Abneigung unterdrücken. Wie schon gesagt, ich bin gerade knapp bei Kasse.

»Natürlich! Ich möchte gerne dem Erwin die letzte Ehre erweisen!«, heuchelte ich. Obwohl ich Herrn Jahn niemals geduzt hatte, erschien es mir natürlicher, ihn beim Vornamen zu nennen.

Frau Jahn klärte mich noch auf, dass Erwin in Wachenbuchen beigesetzt würde. Der Stadtteil Hohe Tanne habe schließlich früher mal zu Wachenbuchen gehört und nicht zu Hanau. Aber leider auf dem neuen Friedhof, fügte sie noch bedauernd hinzu, der alte Friedhof, der ja viel schöner läge, nämlich direkt an der Kirche, wäre voll.

Nachdem ich mich von Frau Jahn verabschiedet hatte, fuhr ich über die Hanauer Landstraße und den Kaiserleikreisel zurück nach Sachsenhausen. Die ganze Innenfläche des Kreisels erstrahlte in dem Gelb von Hunderten oder gar Tausenden Sonnenblumen. Wer auch immer diesen Einfall gehabt hatte, das war wirklich mal eine wunderschöne Idee. Volle, satte Sonnenblumen, die sich immer nach der Sonne drehten. Ich freute mich darüber und fuhr gut gelaunt die Uferstraße entlang, vorbei an der Gerbermühle, in der schon Goethe ein und aus gegangen war.

Dort, wo früher mal der Schlachthof war, ist ein neues Viertel entstanden. Tolle Wohnungen am Main, die ich mir wahrscheinlich niemals leisten kann.

Als ich endlich in die Brückenstraße einbog, seufzte ich entnervt. Wegen der vielen Apfelwein-Kneipen war es schon immer schwierig, einen Parkplatz zu finden, aber nun ist meine Straße ein Treff der Mode-Szene geworden. Eine Boutique nach der anderen hatte eröffnet. Modedesigner versuchen hier, für ihre unbezahlbaren Klammotten Kundschaft zu finden. Seitdem mache ich mir Sorgen, dass meine günstige Miete steigen wird und ich mir eine billigere Bleibe suchen muss. Jedenfalls ist es unmöglich, einen Parkplatz zu bekommen. Da nutzt es auch nichts, rechtzeitig den Wunsch nach einem Parkplatz an das Universum zu senden, wie mir meine Eso-Freundin immer weismachen will.

Nach vielen Runden fand ich schließlich eine Lücke in der Textorstraße und musste mit meinem Wäschekorb einige hundert Meter zurücklegen. Unterwegs kam mir eine aufgedrehte Mädchengruppe entgegen. Alle in den gleichen grellen neonpinkfarbenen T-Shirts mit dem Aufdruck *Letzte Chance* oder so ähnlich. Eine hatte eine Perücke mit langen wasserstoffblonden Locken und Krönchen auf. Das war also die Braut.

Diese Sitte, den Junggesellen- und Junggesellinnen-Abschied so zu feiern, war vor vielen Jahren noch eine Attraktion, und manche Gruppen ließen sich früher wirklich unterhaltsame Aktionen einfallen. Ich erinnere mich an eine Gruppe mit bunt geschmücktem Leiterwagen. Zu Flamenco-Musik, die aus dem Rekorder schallte,

tanzen die Mädchen in langen, engen dunkelroten Kleidern mit üppigen schwarzen Volants und schenkten aus dem Fass auf dem Leiterwagen Sangria aus und Saft, damit auch die Kinder was von dem Spektakel hatten. Heute, habe ich das Gefühl, geht es nur noch ums schnelle Betrinken und den Verkauf von kleinen Schnapsfläschchen in Form von Spermien.

An den Wochenenden finde ich das Umherziehen größerer Gruppen nur noch lästig und unerträglich. Und, falls ich tatsächlich einen Mann finden sollte und heiraten würde – eins schwöre ich schon jetzt: Niemals würde ich mich in diese Tiefe begeben und auf diese Art meinen Jungesellinnen-Abschied feiern.

Ich schleppte meinen Wäschekorb vier Stockwerke über die alte, knarrende Holztreppe nach oben. Kaum hatte ich die Tür aufgeschlossen, klingelte mein Telefon. Tante Frieda. Sie wollte wissen, ob ich gut nach Hause gekommen wäre. Ich seufzte innerlich. Die kleine alte Frau war eigentlich mehr meine Mutter als meine eigene. Sie kümmerte und sorgte sich um mich, während meine Mutter irgendwo durch Indien reiste.

»Lena, jetzt sag doch mal deine Meinung zu Frau Jahn«, forderte sie mich auf, »du hast doch vorhin noch mit ihr gesprochen.«